



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notizen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

diesem Augenblicke unter dem Einfluß seiner heute nicht zum erstenmale über ihn gekommenen Furcht vor dem Vergiftetwerden, daß er fast ohnmächtig sich gegen die Wand lehnen mußte und nicht Kraft genug zu haben glaubte, um vor seinem und Mantuas Schutzpatron niederzuknien.

Glender! stammelte er, indem er in seiner Aufregung jetzt in dem alten Anwalt einen jener Fanatiker erblickte, die, um einen politischen Mord auszuführen, ihr eignes Leben wegwerfen; wie er mich sicher machte, der Heuchler, und mit welchen glatten Worten er das Gebräu der Hölle pries, damit auch mir der Mund danach wässern sollte! Aber warte nur, Molch!

Die Stimme versagte ihm. Mit krampfhaftem Lachen stieß er eine Menge unverständlicher Laute heraus, während seine weit aus ihren Höhlen herausgetretenen Augen angstvoll hin und her rollten.

Endlich nahten draußen eilige Schritte. Das Geräusch derselben gab ihm wieder einige Kraft zurück.

Die Doktoren kommen, rief er; mich werden sie retten, du aber, Nichtswürdiger, sollst mit brechendem Auge sehen, daß du dich umsonst für deinen Popanz Marcello geopfert hast.

Sie kamen nicht. Der Page meldete, beide Leibärzte Seiner Herrlichkeit seien vor einer Stunde aufs Land gefahren, vermutlich nach einem der Klöster, mit deren Priors sie Verkehr pflegten.

Auch sie also im Komplot! murmelte der Herzog und griff verzweifelt nach dem Rosenkranz an seinem Gürtel.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Die Stellung der Polizei im Strafverfahren. Zu meinem in Nr. 7 und 8 dieser Blätter abgedruckten Aufsatz über diesen Gegenstand bringt Karl Pary in Nr. 21 eine Besprechung, deren wohlwollenden Ton ich bereitwillig und dankbar anerkenne, die aber doch einer, wenn auch nur ganz kurzen Entgegnung bedarf, damit nicht das Schweigen darauf als ein Einräumen der von Pary ausgesprochen Ansichten erscheine. Bei aufmerksamem Lesen meines Aufsatzes wird man zunächst finden, daß ich keineswegs das „hoheitliche Institut der Polizei“ und die „Handhabung der Polizei durch die dazu berufenen Behörden und Beamten, namentlich die Polizeiezekutivbeamten“ verwechselt habe. Pary bestätigt aber meine Ausführungen selbst, indem auch er die Handhabung der Polizei durch die Behörden und Beamten als eine solche darstellt, gegen welche besonders strenge Kontrollen geschaffen werden müssen, wenn er auch anfangs erklärt, das „Ansehen“ einer Behörde hänge nicht „von der wohlgeregelten Kontrolle der amtlichen Hand-

lungen" ab. Gegen eine möglichst strenge Kontrolle wird sich kein Beamter sträuben, jeder Beamte, welchem es mit Erfüllung seiner Berufspflichten Ernst ist, wird dieselbe sogar wünschen müssen, und so begehrt auch mein Aufsatz nicht deren Beseitigung, sondern er erörtert nur, von wem und in welcher Weise dieselbe geführt werden solle. Die Frage ist: Soll diese Kontrolle von Behörden geführt werden, welchen spezieller Sachverhalt bewohnt, oder nur nach allgemeinen juristischen Grundsätzen? soll der als Vertreter der Obrigkeit handelnde Polizeibeamte gezwungen sein, darzulegen, daß er rechtmäßig gehandelt habe, oder soll nach der allgemeinen Rechtsregel: *Quisquis praesumitur bonus* die Rechtmäßigkeit seiner Handlungen vermutet und dem Gegner der Beweis der Unrechtmäßigkeit auferlegt werden? soll es endlich den Polizeibehörden überlassen sein, ihre Rechte und Interessen vor den Gerichten selbst zu vertreten, oder sollen sie mit gebundenen Händen der Vertretung der Staatsanwaltschaft unterworfen sein? Da Parey selbst zugiebt, daß in meinem Aufsatz viel Beachtenswertes sei, so darf ich mich der Hoffnung hingeben, daß sich alle, welche mit den angeregten Fragen im Leben zu thun haben, sich der Prüfung derselben ernstlich und praktisch unterziehen; es wird sich dann schon bald ein Resultat entwickeln, welches der Stellung der Polizeibehörden nur günstig sein kann, denn der jetzige Zustand ist unerträglich und unhaltbar.

Otto Gerland.

Julius Benedict. Mit Julius Benedict, der in vergangener Woche (5. Juni) in dem hohen Alter von 81 Jahren sanft entschlafen ist, ist eins der hervorragendsten Glieder aus der Kette von Künstlern dahingeshieden, welche die Neuzeit mit der großen klassischen Aera verbinden, ein Mann, der als Knabe die Anleitung Hummels genoss, der ein Schüler und Freund Karl Maria von Webers war und der sich der persönlichen Bekanntschaft Beethovens erfreute.

Benedict, der 1804 in Stuttgart das Licht der Welt erblickte, war gleich dem ihm befreundeten Mendelssohn der Sohn eines jüdischen Bankiers. Als Webers „Freischütz“ im Jahre 1821 in Berlin aufgeführt wurde — so erzählt Baron Max Maria von Weber, der Sohn des Komponisten —, befanden sich unter der zahlreichen und begeisterten Zuhörerschaft auch der 17jährige Julius Benedict, Webers Lieblingschüler, Heinrich Heine, der um vier Jahre ältere Vetter Benedicts, und Felix Mendelssohn, der fünf Jahre nach ihm geboren war und leider schon 38 Jahre vor ihm starb. Benedict, Heine und Mendelssohn saßen dicht beieinander, und während die beiden erstern nur enthusiastisch applaudirten, begnügte sich der letztere, der Knabe von zwölf Jahren, nicht mit begeistertem Händeklatschen, sondern „erschrie und jauchzte vor Entzücken.“

Im Jahre 1824 finden wir den begabten jungen Benedict, auf Webers Empfehlung, schon an einem Wiener Theater als Dirigenten von Opernvorstellungen engagirt, und anderthalb Jahre später sehen wir ihn in gleicher Stellung an dem berühmten San Carlo-Theater in Neapel. In diese Zeit fallen seine ersten Opernkompositionen. *Giacinta ed Ernesto* erfreute sich zwar im ganzen einer günstigen Aufnahme, indes erschien dem allgemeinen italienischen Publikum, das damals nur für Rossini schwärmte, Benedicts Musik infolge der starken Beimischung von Weberscher Romantik als „zu deutsch,“ während umgekehrt seine im Jahre 1830 in Stuttgart aufgeführte Oper *I Portoghesi* in Goa den deutschen Geschmack als „zu italienisch“ nicht ansprechen wollte. Benedict sah ein, daß er mit seiner gemischten Kompositionsart weder in Italien noch in Deutschland ein eignes Wirkungsfeld finden würde. In Paris, welches zu jener Zeit den Sammelplatz für die Helden der Ton-

Kunst bildete und wo Auber, Halévy, Herold, Verlioz, Meyerbeer, Rossini, Bellini und Donizetti das Feld behaupteten, zeigte ihm ein erster Versuch, daß er nicht am rechten Plage sei. Die berühmte Malibran, mit der er in Paris zusammentraf, gab ihm den rechten Fingerzeig, als sie ihn auf England als ein noch freies Eroberungsfeld hinwies, auf England, damals das Land der musikalischen Barbarei, wo man den „Barbier von Sevilla“ ausgezischt hatte und den „Erbkönig“ in Gestalt einer Quadrille spielte. Außer den Abonnenten der italienischen Oper und der Philharmonischen Konzerte gab es nur wenige Personen in London und in England überhaupt, die ein Verständnis und ein aufrichtiges Interesse für Musik zeigten. Klingemann, Mendelssohns Freund, giebt kein unrichtiges Bild von dem, was man zu jener Zeit „englische Oper“ nannte, wenn er es als ein Bastardzeugnis bezeichnet, welchem das Werk eines ausländischen Komponisten zum Gerippe diente, das man dann mit allerhand bunten Fastnachtsskizzen, in Gestalt von populären Liedern für Primadonna und Tenor, zu behängen pflegte. Dies war das Feld, auf dem Benedict im Jahre 1834 sein Arbeitszelt aufschlug, und auf dem er einundfünfzig Jahre lang, ohne Ruhe und Rast, mit unglaublicher Energie als Komponist, als Pianofortespieler, als Lehrer und Dirigent gewirkt und geschaffen hat. Seine Hilfsquellen schienen unerschöpflich. Wenn man die Tageschronik der musikalischen Ereignisse der letzten fünfzig Jahre liest, so möchte man fast glauben, daß ein halbes Duzend Benedicts zu gleicher Zeit in Thätigkeit gewesen seien: so wunderbar war seine Arbeitskraft. Das fünfzigste seiner Jahreskonzerte wurde im Juni 1884 gegeben. Mit unzähligen größern und kleinern Unternehmungen erscheint sein Name in engster Verbindung: die Oper unter Alfred Bunn und später unter Mapleson fand in ihm einen unermüdblichen und fähigen Dirigenten; die Monday Popular Concerts verdanken ihm ihre Entstehung, und lange Zeit bildete er die eigentliche Seele derselben. Und wenn es heutzutage überhaupt eine des Namens werthe englische Oper giebt, wenn der musikalische Geschmack der Engländer soweit gehoben ist, daß sich in London ein aufmerksames und selbst begeistertes Auditorium sogar für Wagner finden läßt, so hat man das in erster Linie der fruchtbaren Thätigkeit und dem Takte Julius Benedicts, dessen Fußtapfen Männer wie Balfe, Wallace, Costa und Sterndale Bennett folgten, wesentlich zu verdanken. So ist es natürlich, daß man sich daran gewöhnt hatte, auf Benedict als den eigentlichen Repräsentanten des musikalischen Englands zu blicken; und mit den Virtuosen, Sängern und Komponisten, welche innerhalb des letzten halben Jahrhunderts in England Berühmtheit erlangt haben, von der Malibran und Grisi bis zur Patti und Albani, von Spohr bis zu Joachim und Sarasate, von Mendelssohn bis zu Dvořák stand Julius Benedict in mehr oder weniger intimen Beziehungen. Vielen jungen Künstlern, die nach London kamen, um ihr Glück zu versuchen, war er ein Führer und Freund, stets liebenswürdig und hilfreich, und immer bereit, aufkeimendes Talent zu pflegen und zur Entfaltung zu bringen: nichts lag seiner Seele ferner als Eifersucht im Wirkungskreise seines Berufs.

Als Komponist hat er sich in allen Zweigen der Tonkunst von der Etüde bis zur Symphonie, vom einfachen Liede bis zur Kantate, zum Oratorium und zur Oper versucht, ohne indes in irgendeiner Richtung etwas wirklich Großes und Geniales zu leisten. Als seine besten Werke darf man die beliebte Oper „Die Lilie von Killarney“ und das große Oratorium „St. Peter“ bezeichnen. Benedict zählte sich, wie schon angedeutet, keiner besondern Schule zu, und man konnte ihn häufig mit gleicher Begeisterung von den Tagen der alten italienischen Oper wie von der Zukunftsmusik (? D. Red.) reden hören. In seinen Werken tritt also auch keine stark

ausgeprägte Individualität, keine originelle Erfindungs- und Schöpfungskraft hervor, er war ein Eklektiker, der sich allen Musikarten und Schulen anzupassen mußte.
London, im Juni 1885.



Literatur.

Bilder aus dem alten Rom. Von Frances Elliot. Deutsche, von der Verfasserin besorgte Ausgabe, eingeführt von Professor Dr. Viktor Schulze. Mit einem Lichtdruckbild. Leipzig, Georg Böhme, 1884.

Es sind wirklich anschauliche und lebensvolle Bilder, die uns die Verfasserin entwirft. Durch eine Reihe historisch bemerkenswerter Orte der Weltstadt wird der Leser hindurchgeführt und mit all den Erinnerungen, die sich an sie knüpfen, bekannt gemacht. Das Ganze ist in elegantem und fesselndem Stile geschrieben. Dabei bekundet die Verfasserin große Vertrautheit mit den antiken Autoren; freilich wird wohl hier und da diesen Gewährsmännern, deren Urteil bekanntlich nicht immer ungetrübt ist, gar zu vertrauensvoll gefolgt, und manches aus dem Leben der Siebenhügelstadt in der Kaiserzeit dürfte etwas gar zu schwarz geschildert erscheinen. Besonders die Cäsaren selbst sind in finstere Nacht getaucht. Auch die interessanten psychologischen Betrachtungen, zu denen der Verfasserin die uns erhaltenen Büsten der Kaiser Anlaß geben, finden nicht immer unsern Beifall (wie z. B. die über Hadrian und Vespasian u. a.); doch wird man nicht umhin können, sie geistreich zu nennen. Besonders hervorheben wollen wir das zweite Kapitel, welches „Das Leben im alten Rom“ behandelt, und den Abschnitt über die Katakomben. Die Einleitung zu diesem macht den Eindruck, als wäre sie von einem kompetenten Gelehrten geschrieben. Sehr anziehend wird die Lektüre gemacht durch die historisch-vergleichende Betrachtungsweise der Verfasserin, die uns meist die Menschen und Sitten, wie sie in den verschiedenen Phasen der geschichtlichen Entwicklung auf gleichem Boden herrschten, vor Augen führt.

Die vorliegende deutsche Ausgabe — das Original kennt Referent nicht und weiß daher auch nicht, wie es sich zur Uebersetzung verhält — wird eingeleitet durch ein kurzes empfehlendes Vorwort von Viktor Schulze, dem besonders auf dem Gebiete der christlichen Archäologie als hervorragend anerkannten Gelehrten.

So können wir das Büchlein Freunden einer gewählten und zugleich interessanten Lektüre nur empfehlen.

Carl Friedrich Eichhorn. Sein Leben und Wirken nach seinen Aufzeichnungen, Briefen, Mitteilungen von Angehörigen, Schriften, beschrieben von Dr. Joh. Friedrich von Schulte, Geh. Justizrat und ordentl. Professor der Rechte in Bonn. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1885.

Die Verdienste Eichhorns um die deutsche Rechtswissenschaft sind so unbestreitbar, daß sie keiner besondern Hervorhebung bedürfen; jeder Fachmann kennt sie, einem Laien wird man schwer einen richtigen Begriff davon geben können. Dies ist auch offenbar nicht der Zweck der vorliegenden sechzehn Bogen umfassenden Schrift, sie will das Leben dieses großen Juristen erzählen. Sein Leben aber bietet verhältnis-